

# Historismus in der Schweiz

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **67 (1972)**

Heft 2-de

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-174282>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Standorte und nutzbare Fassadenfläche für Aussenreklame zu suchen hat. Sie waren abgestimmt auf den Menschen, dessen Primäranspruch man auf die (heute damit wohl zu einfach und gleichzeitig zu schwierig umschriebene) Grundforderung «Leben» beschränken konnte; leben, bewegen, abmessen, erschauen, erleben.

Diese Grundforderung wird heute nicht mehr erfüllt. Das Auto hat den Menschen verdrängt, gefährdet ihn und mit den zersetzenden Abgasen sogar die alten Bauten. Aus den Strassenräumen des Historismus werden durch Übernutzungen der Neubauten Schluchten. Was an gegliederten Fassaden noch blieb, wurde durch hemmungslose Ladeneinbauten «in die Luft gehängt», die Bauten stehen optisch nicht mehr auf dem Boden und verlieren die Beziehung zum auf dieser Ebene sich abspielenden Leben. Die Fassaden des Renditezeitalters wurden zu minimalistischen Innereienverpackungen: in Blech, Kunststein oder Plastik verewigte, schroff abweisende, durchrationalisierte Langeweile ohne Gesicht, ohne Anregung, ohne formale Funktion, ohne menschliches Mass, ohne Leben.

Heutige Fassaden sind zumeist keine Architektur, sondern Konstruktionen, allenfalls Funktionen.

Den Innenstädten droht der Rastertod.

Die Verantwortlichen – und das sind wir alle ein Stück weit – verurteilen den Historismus und damit

seine städtebaulichen Leistungen. Mit welchem Recht?

«Wir sind für humanen Städtebau und gute Architektur, bekämpfen die Zerstörung von Stadtquartieren durch Verkehr und Substanzverlust bei der Erneuerung von Einzelbauten.» Ist dieses fordernde, einfach-klare Bekenntnis so unverständlich, ohne Berechtigung, ohne handfeste Grundlage?

Der zeitgemässe Ortsbildschutz muss mit allem Nachdruck verwirklicht werden. Wir müssen weitere Einbrüche in das gewachsene Gefüge unserer Städte verhindern. Die heutigen gestalterischen, technischen und organisatorischen Voraussetzungen erlauben der Architektur und Planung neue, sinnvolle siedlungs-technische Lösungen, deren Einzelelemente aber als Vergewaltigung wirken, wo sie in die durch die Ordnung des 19. Jahrhunderts vorgezeichneten und unter ganz andern Gesichtspunkten entstandenen Strassenräume einbrechen. Um so bedauerlicher ist es – wie jüngst am Beispiel Kasernenplatz-Bebauung in Luzern drastisch erfahren –, dass unsere Baugesetzgebung, Planungsvoraussetzungen und Bodenrecht eine neue Urbanität erschweren und dort, wo die rechtlichen Voraussetzungen vorhanden wären, es die zuständigen Behörden oftmals an gutem Willen, politischer Weitsicht, Verantwortungsbewusstsein und Zielstrebigkeit mangeln lassen. *Ferdinand Notter*

## *Historismus in der Schweiz*

### *Die Architektur des 19. Jahrhunderts*

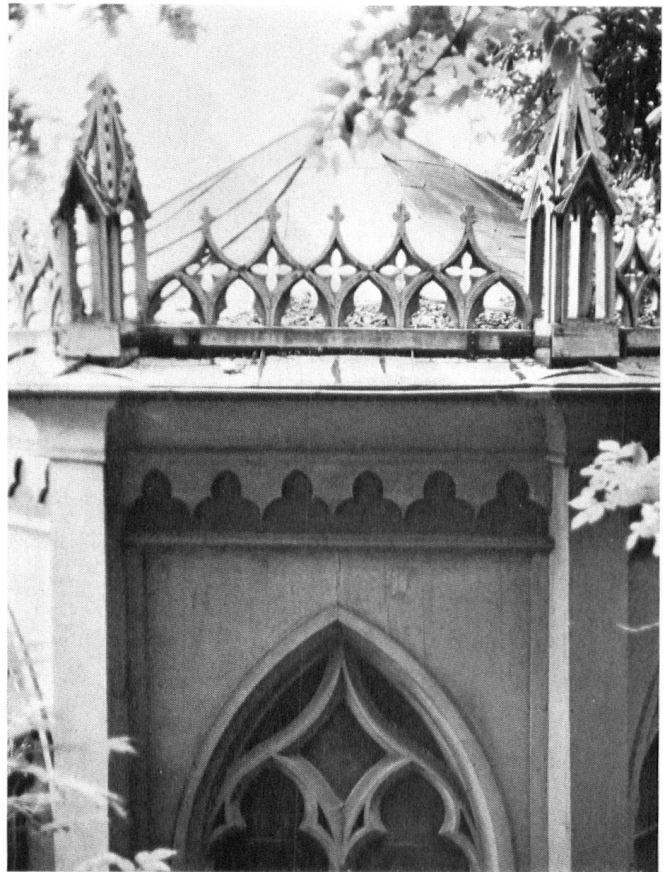
Für die Architektur des 19. Jahrhunderts waren berühmte Akademien wegweisend. Man denke nur an Paris, an seine Ecole des beaux-arts. Die *Weltausstellungen* waren die grossen Schaubühnen; hier wurde der Geschmack diktiert. Aber es gab auch Kritiker, die sich vom glanzvollsten Spektakel nicht beeinflussen liessen – in Frankreich Viollet le Duc, in England seine Zeitgenossen John Ruskin und Gottfried Semper. Der letztgenannte, der Hamburger und politische Flüchtling von 1849, wurde 1855 Lehrer und Vorstand der Bauschule am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Damit wurde auch die Limmatstadt zu einem Mekka junger Architekten. Es ist eigentlich sonderbar, dass diese schnell aufstrebende Stadt die Völker der Erde nie zu einer Leistungsschau einlud, wie es seit London 1851 die grossen Städte wetteifernd taten. War es deshalb, weil die Schweiz zwischen grossen Nationen doch irgendwie abseits der Geschichte lebte? Nach Karl Schmid («Unbehagen im Klein-

staat») mögen Schweizer Intellektuelle wie Conrad Ferdinand Meyer oder Jacob Burckhardt so gedacht haben. Als Rudolf Rahn seine «Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz» wagte, entschuldigte er sich förmlich: «Die Schweiz ist arm an höheren Werken der bildenden Kunst. Wer die stilvollen Schöpfungen der Nachbarländer betrachtet, hat den Eindruck einer grossen Superiorität dieser Werke über die meistens ranglose Haltung unserer heimischen Monumente.» Immerhin: «ranglos» bedeutete für Rahn nicht wertlos. Im Gegenteil, wir dürfen annehmen, dass zumindest im Unterbewusstsein sogar etwas Positives mitklang. Die patriotischen Schriften der Helvetik waren damals noch nicht ganz vergessen. Ihre Mentalität hatte auch auf spätere Generationen einen starken Einfluss. Sie glorifizierten gewiss naiv, aber ebenso einprägsam und geschickt die urtümlichen Kräfte des einfachen Mannes, eines kleinen Volkes: «Eure Fürsten und Edelleute bekriegen uns, weil wir frey sind, weil der Schweizer keinen Fürsten und Edel-

mann kennt, weil der Schweizer seine Obrigkeiten jährlich selbst ernennt; weil der ärmste Schweizer zu den höchsten Ehrenstellen emporsteigen kann – Wisset, wir sind ein friedfertiges, aber in der Verzweiflung und Rache fürchterliches Volk!»<sup>1</sup> Bei diesen feurigen Worten werden wir in eine Stimmung versetzt, die Gottfried Keller in der Erzählung «Das Fähnlein der sieben Aufrechten» so glänzend zu schildern wusste. *Die schweizerischen Schützenfeste* entwickelten einen volkstümlichen Historismus. Als eidgenössische Freischossen wurden sie regelmässig seit 1824 gefeiert. Dabei luden die Städte nicht nur zu einem militärischen Wettkampf ein. Den Mittelpunkt bildete jeweils ein monumentaler Gabentempel (Abb. 1). Hier wurden die Leistungen aller Sparten der Kunst und des Gewerbes ausgestellt. Vermutlich regten die überkantonalen Schützenfeste und die kantonalen Kunstgewerbeausstellungen, deren erste bereits 1789 in Genf stattgefunden hatte, die erste schweizerische Landesausstellung – von 1883 in Zürich – stärker an als das Beispiel der Weltausstellungen. Bei all diesen Ereignissen war der junge Bundesstaat um ein eigenes Profil bemüht.

#### *Schweizerhäuschenstil*

Besonders an den Landesausstellungen von Zürich (1883) und Genf (1896) äusserte sich ein phantasievoller, um nicht zu sagen skurriler Chaletstil: eine Architektur, die als nationale Ausdrucksform der Schweiz in ganz Europa und darüber hinaus unerhört populär war. Es wurden dabei Gedanken frei, die sich auf Jean-Jacques Rousseau und Albrecht von Haller zurückverfolgen lassen. Ein Stil, der die Behausung des einfachen Bauern widerspiegelte, wurde mit den verschiedensten anspruchsvollen Ideen verbunden. Der Schweizer Pavillon an der Pariser Weltausstellung von 1867 war nach folgenden Überlegungen gestaltet: «Ein Zurückgehen auf die Idee der primitiven Architektur griechischer Ordnung – daher die steinernen Säulen mit hölzernem Dachbau – schien geeignet... um so mehr, als die formale Struktur des Schweizerhauses mit seinen überkragenden horizontalen Friesen an diejenige des griechischen Gebälks erinnert.»<sup>2</sup> Es muss nicht betont werden, dass der Schweizer Pavillon dadurch auch als bezeichnendes Denkmal der Demokratie angesehen wurde. Darüber hinaus gab es vor 100 und mehr Jahren kaum einen Schweizer Bautyp, bei dem der Schweizerhäuschenstil nicht angewandt wurde (Abb. 2). Mit Vorliebe wandte man ihn bei Land- und Kurhäusern sowie bei Eisenbahnstationen an. Der Schweizer Architekt Johann Georg Müller (1822–1849), der während der Wiener Revolution 1848 massgebend zur Niederwerfung der Metternich-



(Abb. 1) Der wohl letzte erhaltene Gabentempel aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (ausser dem St. Galler Pavillon 1838). Der zierliche neugotische Bau war ein Gabentempel des Churer Schützenfestes 1842. In den Bauten dieser patriotischen Feste kamen die lokalen Nuancen des schweizerischen Historismus gut zur Geltung, wurden doch jeweils alle Sparten der Kunst und des Gewerbes ausgestellt. Der abgebildete Pavillon steht heute an der Malixerstrasse/Rosenhügel in Chur und dient als Gärtnerdepot. Man sollte ihn allgemein zugänglich machen.

schen Architekturdiktatur beitrug, empfahl ihn schon 1846 für die Bahnhofgebäude von Weinfelden, Frauenfeld und Winterthur. Er entwickelte eine architekturgeschichtlich beachtenswerte Theorie: «Schlage sorglos und ohne vorgefasste Meinung von Schönheit und Komposition einzig den Weg ein, den dir dein Material angibt (!), ... Dein Bedürfnis gebe dir die Komposition, das Material die Form, das Klima den geistigen Ausdruck, und in Vereinigung von allen dreien wirst du die Ornamentik finden... Das sind die Ergebnisse einer unbefangenen Beachtung des Materials und der lokalen Bedingnisse. Und wenn unsere Zeit ganze Städte mit Backsteinen baut, um daraus Quaderpaläste zu putzen, so sind sie doch für die ächte Kunst, die sich nie von der Wahrheit scheidet, verloren.»<sup>3</sup>



(Abb. 2) Wie der Pavillon, so ist auch die Winterthurer Reithalle 1865 von Karl Bareis (1819–1885) ganz aus Holz erbaut worden. Tüchtige Zimmermannskunst, alte Handwerkstradition, verband sich hier mit dem Historismus, dem Stilgeschmack des 19. Jahrhunderts. Sie trotzte über hundert Jahre lang der Witterung und vertritt als Bautyp auch die Architektur der Schweizer Sängersfesthallen und Kunstgewerbeausstellungen.

#### Stilströmungen

Tatsächlich hätte der Bundesstaat in den Städten, über welche sich Johann Georg Müller so abfällig äusserte, gerne einheitlichere Tendenzen am Werk gesehen. Noch einmal sei hier an Gottfried Semper (1803–1879) erinnert, der in Zürich von 1855 bis 1871 die Architekturabteilung des Eidgenössischen Polytechnikums leitete (Abb. 3). Er war nach den Worten der Zeitgenossen «eine europäische Celebrität, der Repräsentant einer ganz eigenen, selbstgeschaffenen Schule»<sup>4</sup>. Sempers Neurenaissance wurde durch seinen Schweizer Nachfolger Friedrich Bluntschli (1842–1930) bis über die Jahrhundertwende hinaus

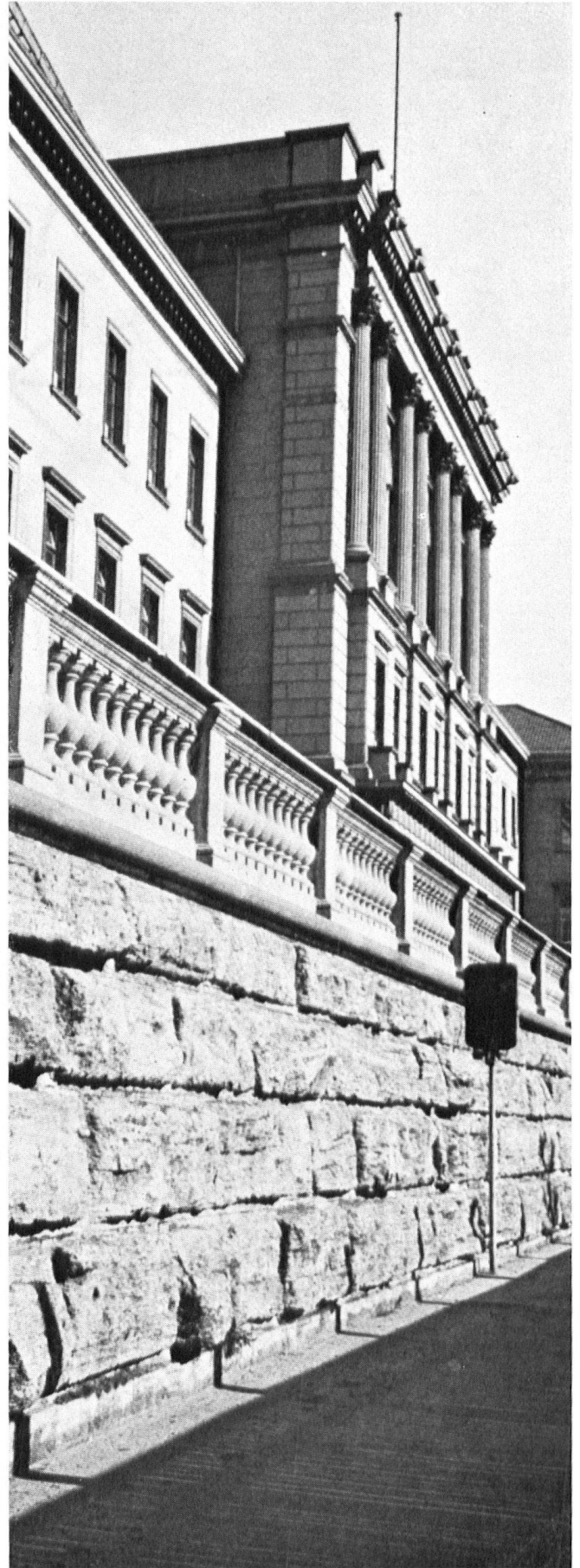
vertreten (Abb. 4). Basel wetteiferte zur Jahrhundertmitte mit Zürich durch den Bau der neugotischen Elisabethenkirche (1859–1865) nach den Entwürfen u. a. von Ferdinand Stadler (1813–1870). Nach dem Muster des Kölner Domes wurde eine Bauhütte organisiert, welche viele Architekturstudenten zur Praxis anzog. In der zweiten Jahrhunderthälfte wurde Basel vor allem durch die Tätigkeit Johann Jakob Stehlin des Jüngeren (1826–1894) ein Zentrum des Neubarock (Abb. 5). Aber auch in der welschen Schweiz entwickelte sich der neubarocke Stil. Es sei an die Genfer Architekten Jacques-Elysée Goss (1839–1918) und John Camoletti (1847–1894) erinnert. In Bern wurde ein lokaler Neubarock bis weit in das jetzige Jahrhundert hinein von Louis Marcel Daxelhofer (1878–1927) und Fritz Widmer (1870–1943) gepflegt. Zur Jahrhundertwende führte ferner der Jugendstil auch in der Schweiz von Kanton zu Kanton zu sehr differenzierten Ausdrucksformen. Man vergleiche den Ostschweizer Jugendstil, beispielsweise die St. Galler Geschäftshäuser von Max Häfeli (1869–1941) und Ot-

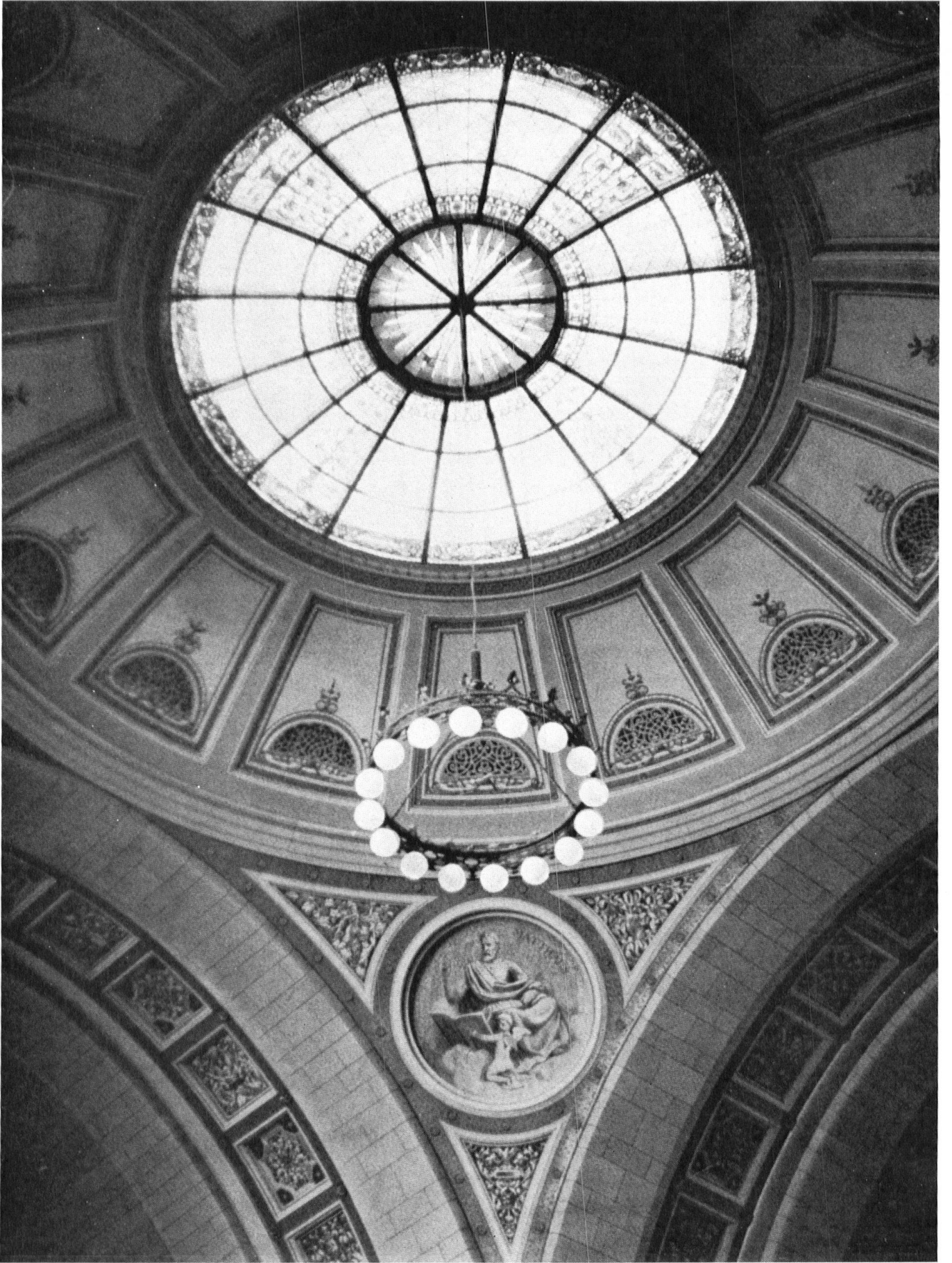
to Pflughard (1869–1958), etwa mit den Werken von Alphonse Laverrière im Lausanner Stadtviertel Ouchy (Abb. 6).

### *Die Baumaterialien*

Nachdem wir gemeinsame und differenzierende Momente aufgespürt haben, sei wieder an die bereits zitierten Worte von Johann Georg Müller erinnert. Der schweizerische Historismus war in der Wahl und Anwendung der Baumaterialien äusserst feinführend. Eindrucksvoll zeigt sich in dieser Beziehung der Neubarock in Chur (Abb. 7). Die Einzelheiten der Bauten von Martin Risch (1880–1961) und Otto Schäfer (1879–1953) entwickelten sich aus der materialgerechten Behandlung des grobkörnigen Tuffsteins. Diese – sagen wir – Baustoffethik stimmt sogar mit der anspruchsvollen Theorie überein, die Semper in seinem Werk «Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten» (1. Ausgabe 1860) darlegte. Mit der Wirkung unverfälschter Baumaterialien wurde geradezu ein Kult getrieben. Zur Landesausstellung 1883 komponierte Alexander Koch (1848–1911) beispielsweise ein Vestibül aus 60 verschiedenen Marmor- und Klinkersorten. 1865 zeigte eine Baumaterialienschau in Olten ein Triumphtor, welches aus verschiedenen Gesteinsquadern aus 18 Kantonen gefügt worden war. Es war flaggengeschmückt und trug die Aufschrift: «Ein geordneter Bau ist das Bild eines geordneten Staates. Massen müssen das Ganze stützen, ein Gedanke das Ganze durchweben.»<sup>5</sup> So wurden auch für eidgenössische Bauten, wie für das Bundeshaus in Bern von Hans Wilhelm Auer (1847–1906), aus symbolischen Erwägungen möglichst viele Steinsorten verwendet: Die Quader aus Berner Sandstein lagern einem Sockel auf, der aus Blöcken von St-Triphon im Kanton Waadt gemauert wurde. In den Höfen und an den Galeriebrüstungen erkennt man Solothurner Marmor. Die Kapitelle wurden aus Luzerner Sandstein gemeisselt, Gesimse und Säulen aus Zuger Sandstein, die Attiken aus St. Galler Sandstein usw. Für die Realisation der dabei massgebenden Ideen bildete die Anlage der Eisenbahnen eine entscheidende Voraussetzung. Durch Berge und über Täler wurden die Kantone durch sie verbunden. Bauten, die Werkstoffe eines Nachbarkantons monumental präsentierten, wurden zum Symbol neuer und engerer Verbundenheit. Materialtransporte wurden nicht selten als patriotische Ereignisse gefeiert. Nachdem 1857, nach

*(Abb. 3) Als Gottfried Semper (1803–1879) in Zürich 1861–64 das Eidgenössische Polytechnikum im Stile der Neurenaissance erbaute, wurde diese Stadt zu einem der wichtigsten Zentren für Architekturstudenten in Europa.*





Seite 16 (Abb. 4) Der Schule Sempers entwachsen berühmte Architekten wie Friedrich Bluntschli (1842–1930). Er bevorzugte wie sein Meister die Neurenaissance und erbaute in diesem Stile auch die Kirche Enge in Zürich 1892–94. Der kuppelbekrönte Bau gehört zur reizvollen Silhouette Zürichs, welche vom 19. Jahrhundert geschaffen wurde und jetzt Gefahr läuft, rücksichtslos durch eintönige Renditebauten verdrängt zu werden.

(Abb. 5) Basels Architektur des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende zeichnet sich durch gepflegte und grosszügig durchgrünte Wohnquartiere aus. Parkanlagen, Plätze mit Brunnen und (heute vom Verkehr bedrohte) Baumalleen wurden mitgeplant. Dieses Haus an der Seevogelstrasse 21 ist ein Beispiel des typischen Basler Neubarocks. Erbaut von Adolf Visscher van Gaasbeek (1859–1911).

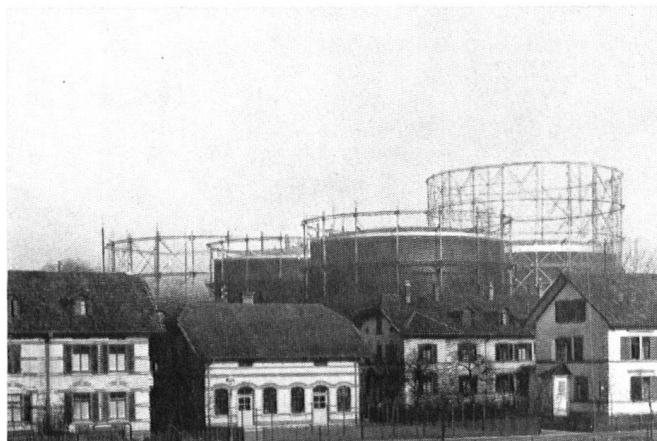
(Abb. 6) Zur gleichen Zeit wie das Haus an der Basler Seevogelstrasse entstand das Lausanner Wohnquartier Ouchy mit zahlreichen Jugendstilbauten. Rue Jean de Bous 2 von Alphonse Laverrière.

schwierigen Arbeiten und einer Brandkatastrophe im Tunnel, der Durchbruch des Hauensteins errungen war, diente der erste grosse Werktransport dem Bau der Elisabethenkirche in Basel. Dieser Sakralbau wuchs in graugrünem und gelblichem Luzerner Sandstein empor, nachdem während Jahrhunderten in der Stadtgeschichte der rheintalische rote Sandstein gebräuchlich gewesen war.

#### *Industrialisierung und Bautypen des 19. Jahrhunderts*

Die Schweiz gehörte schon zur Jahrhundertmitte zu den industriereichsten Ländern Europas. Diese Tatsache ruft man sich wohl deshalb zu wenig ins Bewusstsein, weil, im Vergleich zu anderen Ländern, spektakuläre soziale Spannungen bei uns ausblieben. Damit können wir den Fabrikbau in der Schweiz schon charakterisieren. Während der Wiener Weltausstellung von 1873 erweckte die schweizerische Abteilung mit einem an ihr veranschaulichten umfangreichen Bericht von Victor Böhmert über «Arbeiterverhältnisse und Fabrikseinrichtungen der Schweiz» starken Eindruck. Man erkannte, dass die Schweiz mit dem Bau von Arbeitersiedlungen (Abb. 8) beispielhaft voranging und vielleicht sogar England mit seinen Arbeiter- und Gartenstädten Port Sunlight bei Liverpool und Bournville bei Birmingham übertraf. Man vermied bei uns damals den sogenannten «Kasernenstil» oder Mehrfamilien-Mietblock. Victor Böhmert schrieb dazu: «Es kommt nicht auf die Grösse..., sondern vorzugsweise auf gesunde Lage, praktische Einrichtung, behagliche Einfachheit, Reinlichkeit und abgesonderten Zugang zur Wohnung an, um unabhängig von anderen Familien leben zu können.»<sup>6</sup> Um Eigenheim mit Garten bemühte sich beispielsweise im Kanton





Zürich seit 1860 die «Zürcher Gesellschaft zur Erstellung von Arbeiterwohnungen», in Basel seit 1851 die «Gemeinnützige Gesellschaft – Baugesellschaft für Arbeiterwohnungen», in Bern seit 1861 die «Aktien-gesellschaft – Lorraine-Quartier», in Neuenburg seit 1855 die «Association immobilière» usw. Variationen des Schweizerhäuschenstils wurden bevorzugt. Noch seien einige für das 19. Jahrhundert charakteristische Bautypen genannt, deren Sonderformen in der Schweiz eine Untersuchung verdienen: Bauten für Festanlässe, Reithallen, Bahnstationen, Bauten des früh entwickelten Fremdenverkehrs wie Hotels, Kurhäuser, Bäder. Grösste Aufmerksamkeit schenkte man den Vorstadtquartieren bei deren Planung man auf lokale Nuancen einging. Wettbewerbe für Wohnquartiere und Haustypen wie 1910 die Konkurrenz «Genfer Lokalarchitektur» waren typisch. Wir mögen über diese historisierenden Tendenzen heute lächeln. Man plante auf jeden Fall menschlicher als heute!

<sup>1</sup> Kantonsblatt Basel 1799, Zweyte Abteilung S. 71, «Antwort der Schweizer auf die Proklamation des Erzherzog Karl».

<sup>2</sup> Friedrich Jäger, «Administration des schweiz. General-kommissärs für die internationale Ausstellung zu Paris 1867».

<sup>3</sup> Ernst Förster, «Johann Georg Müller, ein Dichter- und Künstlerleben», St. Gallen 1854, zweite Ausgabe, S. 111f.

<sup>4</sup> Die Eisenbahn, Bd. 8 (1878), Nr. 4, S. 25.

<sup>5</sup> Basler Nachrichten 1865, Nr. 255.

<sup>6</sup> Victor Böhmert, «Arbeiterverhältnisse und Fabrikseinrichtungen der Schweiz», I. Bd., Zürich 1873, S. 211.

(Abb. 7) Bündner Neubarock – Detail der Nationalbank an der Grabenstrasse in Chur – 1909–11 von den Architekten Martin Risch (1880–1961) und Otto Schäfer (1879–1953) erbaut. Während Gottfried Semper einen internationalen Historismus entwickeln wollte, wurden zur Jahrhundertwende lokale Stilnuancen in überzeugender Weise neu interpretiert. Die eigenwilligen Lösungen zeigen, dass sowohl der Historismus als auch der Jugendstil starke schöpferische Kräfte besaßen.

(Abb. 8 u. 9) Die Industrialisierung führt zu neuen Bauaufgaben. Die Arbeitersiedlungen des 19. Jahrhunderts wie z. B. diese hier in Schlieren, mit dem Gaswerk 1894–99 von Arnold Geiser (1844–1909) erbaut, glichen einem Villenquartier und unterschieden sich wohltuend von den Kasernierungstendenzen gegenwärtiger wie auch damaliger öder und unpersönlicher Vorstadtquartiere.